

Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 39 (1987)
Heft: 6

Artikel: Im Banne der atomaren Bedrohung
Autor: Saurer, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-931947>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Spezialität des Festivals, nämlich ein Schaufenster für den Film aus den sozialistischen Staaten zu sein, heute kaum mehr ausreicht, um eine zufriedenstellende Qualität des Wettbewerbs sicherzustellen. Die Filme aus den Ländern des europäischen Ostens erwiesen sich mit Ausnahme jener aus der Sowjetunion und Ungarn sowohl in künstlerischer wie auch inhaltlicher Hinsicht als völlig bedeutungslos, um nicht zu sagen langweilig. Mag sein, dass dies in den nächsten Jahren als eine Folge der Reformbestrebungen in der UdSSR ändern wird. Kann aber auch sein, dass die Auswahlkommission ihre Fühler endlich dorthin ausstrecken muss, wo filmisches Engagement in einem Einklang mit den politischen, sozialen und kulturellen Anliegen der Bevölkerung steht: in vielen Ländern Afrikas, Asiens und Lateinamerikas beispielsweise. Dass die wirklich innovativen Entwicklungen des Films heute im Süden unseres Erdballs geschehen, hat die Festspielleitung in Berlin offensichtlich noch nicht zur Kenntnis genommen. Anders lässt sich wohl kaum erklären, weshalb nur ein einziger Film aus der sogenannten Dritten Welt das Wettbewerbsprogramm der Berlinale zierte. ■

Karl Saurer

Im Banne der atomaren Bedrohung

*Eindrücke vom
17. Internationalen Forum
des jungen Films*

Wer sich dem facettenreichen Programmangebot des «Internationalen Forums des jungen Films» stellt – was angesichts der rund 100 ausgewählten Filme und Videos nur selektiv zu leisten ist – wird elf Tage lang mit den drängendsten Problemen rund um unsern Planeten konfrontiert. Und manchmal gibt es Momente, in denen einem schlicht das Sehen und Hören vergehen könnte, wo man die geballten Widerspiegelungen von menschlichem Leid und gegenwärtigen drohenden Katastrophen kaum mehr aushält. Momente, in denen man froh ist, in einen sanft strömenden Bild-Fluss einzutauchen, wie in Viswanadhans *«Eau/Ganges»* (*Wasser/Ganges*), wo man sich nach 135minütiger filmischer «Meditation» gleichermaßen erfrischt und gereinigt fühlt wie die vielen Menschen, die man bei Viswanadhans Reise von der Meeresmündung des Ganges hinauf bis zur Quelle unter den schneebedeckten Gipfeln des Himalaya immer wieder in den Fluss steigen sieht. Eine Ruhe des Schauens wie bei dieser ganz auf Bilder und Töne vertrauenden Arbeit des in Frankreich lebenden indischen Malers und Filmemachers evozierten wenige andere Filme – und diese stammten fast allesamt aus Asien oder aus den USA, bzw. aus dem in Arizona gelegenen Navajo-Reservat. Zusammen mit Susan Fanshels *«A Weave oft Time»* (*Ein Gewebe aus Zeit*

– *Die Geschichte einer Navajo-familie 1938–1986*) wurden einige 1966 von Navajos selbst gefilmte Schwarzweiss-Stummfilme gezeigt wie *«The Spirit of the Navajos»*, der eine Heilungszeremonie dokumentiert, bei der der indianische Mediziner ausser auf Pflanzen und Gebete auch auf die Wirkung von Bildnissen vertraut, die er mit verschiedenfarbigem Pulver auf einer Sandunterlage gestaltet, auf die sich der Patient zu setzen hat.

Susan Fanshel verdichtete in *«A Weave of Time»* 20 Stunden eigene Aufnahmen und zwei Stunden Archivmaterial des Ethnologen John Adair aus dem Jahre 1938 zu einer geschickt Vergangenheit und Gegenwart verknüpfenden Studie über vier Generationen einer Navajo-Familie. Sie vermittelt dabei einen umfassenden Einblick in eine Kultur, die sich in heftigem Umbruch befindet und von weitreichendem Identitätsverlust bedroht ist. Rigorose Einflussnahme der amerikanischen Behörden führten beispielsweise dazu, dass die Grosseltern sich mit ihren Enkelkindern nicht mehr unterhalten können, da diese nur Englisch gelernt haben. (John Burnside, der 84jährige Mediziner fasst bitter zusammen: «Ich frage mich, ob diese Dinge, die ich gelernt habe, alle in Vergessenheit geraten werden. Heutzutage spricht jeder Englisch. Ich kann kein Englisch. Ich lebe im Schweigen.») Auch die traditionellen Handwerkskünste – das Weben und das Schmieden von Silber – werden wohl kaum oder unter gänzlich veränderten Produktionsbedingungen überleben: Der 18 Jahre alte Ronald hat gerade die High School abgeschlossen und geht nun aufs College; sein zwei Jahre älterer Bruder Daniel wird demnächst sein Ingenieurdiplom erwerben.

Die umfassendste filmische

Erkundung – sowohl mit dokumentarischen wie mit fiktiv-inszenatorischen Mitteln – einer bäuerlichen Kultur und ihrer tief wurzelnden Geschichte kam aus Japan: «*Magino-Mura Monogatari Sennen Kizami No Hidokei*» (*Geschichten aus dem Dorf Magino – Die Sonnenuhr mit tausendjähriger Einheit*) von Shinsuke Ogawa (der 1983 in Berlin «Nippon Furuyashiki Mura», eine «ziemlich wissenschaftliche Annäherung an unsere Erfahrungen in Magino» vorgestellt hatte). Auch der erste Teil dieses knapp vierstündigen Werks – wofür Ogawa mit seinem Team 13 Jahre (!) in einem Bauernhof im Nordosten Japans lebte – ist geprägt von einer geradezu wissenschaftlichen Akuratesse: Minutiös führt der Film vor Augen, wie Reisanbau betrieben wird, was es heisst, «die Stimmen der Pflanzen zu hören». Die Zeitraffung, die das Wachstum der Reispflanzen verdichtet und kaum wahrnehmbare Prozesse anschaulich macht, korrespondiert mit der Zeitfülle, die bis 4500 Jahre zurückreichende Spuren

umfasst und eine Ahnung davon vermittelt, wie das heutige Alltagsleben durchwoben ist von alten Bräuchen, Glaubensformen und weiterlebenden Sagen.

Die Erde wird von den Bauern nicht nur bebaut, sondern auch erforscht nach Zeichen und Objekten aus längst verflossenen Zeiten, die Aufschluss geben über das Leben der Vorfahren; Geschichte wird vergegenwärtigt durch gemeinschaftliches szenisches Spiel. Ebenfalls um Geschehnisse aus vergangenen Tagen – die bis heute nachwirken – geht es dem mauretischen Regisseur Med Hondo in seinem Spielfilm «*Sarrounia*». Sieben Jahre dauerte das Wechselbad von Hoffnung und Enttäuschung, bis diese Produktion schliesslich in Burkina Faso, dem viertärmsten Land der Erde, realisiert werden konnte. (In der Hauptstadt Ouagadougou findet alle 2 Jahre das Festival des afrikanischen Films statt.)

Dieses auf dem gleichnamigen Roman von Abdoulaye Mani basierende «erste grosse

Filmepos des schwarzafrikanischen Kinos» (C. Wauthier) erzählt eines der finstersten Kapitel aus der Kolonialgeschichte: 1899 verwüsteten französische Truppen eine ganze Niger-Region. Nur die schwarze Königin der Azanas, Sarrounia, leistete entschlossen und klug Widerstand: Weil ihre aus Lehm erbaute Festung gegen die Kanonen nicht zu verteidigen war, zog sie sich mit ihren Kämpfern in den Dschungel zurück und operierte von dort aus mit einer Taktik der zermürbenden Nadelstiche. Zwar ist es Medo Hondo durchaus gelungen «zu zeigen, dass die Afrikaner in der Lage sind, Kinofilme zu drehen, die internationalem Vergleich standhalten». In welchem Mass er damit seiner afrikanischen Identität Ausdruck verleihen konnte, bleibt allerdings fraglich. (So machte beispielsweise der vor einigen Jahren im Forum vorgestellte «Ernte 3000 Jahre» des Äthiopiens Haile Gerima mit seinem ungestümen Atem und seiner herben Bildkraft einen eigenständigeren Eindruck.)



Langzeit-Erkundung bäuerlicher Kultur in Japan: «Magino-Mura Monogatari» von Shinsuke Ogawa (Bild rechts). – Die üblichen Dimensionen sprengt «The Journey» von Peter Watkins, ein humanistischer Appell für eine friedlichere und gerechtere Welt.



Auch andere filmische Geschichtsaufarbeitungen taten sich schwer. Angeregt durch eine Erzählung von Oskar Maria Graf riskierte Josef Bierbichler mit *«Triumph der Gerechten»* eine mehrschichtige historische Reflexion, die den letztlich gescheiterten Aufstand der Inntal-Bauern von 1633 in Beziehung setzt zum «Kampf» der heutigen Friedensbewegung gegen die Atomwaffen mit ihrem ungeheuren Vernichtungspotential – dazu und dazwischen sind geschichtsphilosophische Betrachtungen (unter anderem Zitate von Walter Benjamin und Karl Kraus) eines Neandertalers zu hören, der sozusagen als zweites Ich des Autors zu begreifen ist. Diese in Anlehnung an Kafka geschaffene Figur funktioniert aber nur bedingt als Kitt für die historisch-fiktiven

und aktuell-dokumentarischen Versatzstücke zur Thematik von Krieg und Frieden, respektive zur langen Geschichte vom getäuschten Vertrauen der Völker zu ihren Regierenden.

Ganz auf reportagehaft dokumentierende Aufnahmen verliess sich Lea Rosh bei ihrem Bericht *«Das Tribunal. Mord am Bullenhuser Damm»*, der exemplarisch vor Augen führt, warum Tausende von Naziverbrechen im Nachkriegsdeutschland Adenauers und auch danach ungeahnt blieben (von 86000 Ermittlungsverfahren wurden ganze 6000 rechtskräftig). Vor allem durch die Strapazierung des Begriffs «Beihilfe» bleibt zum Schluss nur noch Hitler als Täter übrig, wie ein ehemaliger Verfassungsrichter sarkastisch anmerkt.

Mit den fatalen Strukturen,

auf die sich Herrscher immer wieder stützen, befasst sich Peter Krieg in seiner «respektlosen und radikalen Auseinandersetzung mit dem Mythos der Nation und der Vaterordnung, die ihm zugrundeliegt» (*«Vaters Land»*). Bei aller Sympathie gegenüber erfrischender Polemik kann man allerdings nicht darüber hinwegsehen, respektive -hören, mit welcher geradezu «väterlichem» Eifer der politische Aufklärer Krieg den Filmemacher Krieg manchmal in den Hintergrund rückt – sei's aus mangelndem Vertrauen auf die eigenen Bilder und Szenen oder aus mangelndem Zutrauen zu den Zuschauern.

Auch der US-amerikanische Beitrag zur Geschichte des Kalten Kriegs – *«Are We Winning, Mommy?»* von Barbara Margolis –, hat mit einem gewichtigen

Von der OCIC-Jury mit dem Förderpreis für ein Werk im Internationalen Forum des Jungen Films ausgezeichnet wurde «Ye Shan» von Yan Xueshu.



formalen Problem zu kämpfen: Er kompiliert sein interessantes bis brisantes Dokumentar- und Archiv-Material in einer solchen Dichte und Schnelligkeit, dass es schwer fällt, das immense Angebot zu verarbeiten; weniger Tempo und mehr Rhythmus wäre besser gewesen. Trotzdem ist diese auf fünfjähriger Recherchierarbeit aufbauende Dokumentation ein hervorragendes Exempel analytisch-witziger Gegeninformation über die Anfangsgründe politischer, militärischer und wirtschaftlicher Prozesse, die unsere gegenwärtige Situation nachhaltig prägen.

Unsere im Banne der atomaren Bedrohung stehende Situation ist es auch, an der sich Peter Watkins mit Hilfe von Unterstützergruppen rund um den Globus in seiner beispiel- und mass-losen Anstrengung «*The Journey*» (*Die Reise/Der Weg*) abarbeitet und wundreibt. So sehr dieses Unterfangen Watkins und seiner zahlreichen Helfer aus der gängigen Filmproduktion herausragt, so fragwürdig erscheint mir das Ergebnis.

Auch wenn die Produktion eines üblichen Dimensionen sprengenden 14½-stündigen Films – respektive eines 14½ Stunden hartnäckig-unbeirrt strömenden Flusses von Bildern und Tönen, wo es «um Leben und Tod» geht – als zwar immer noch kleine, aber alles andere als unangemessene Geste gegen das menschliche Vorstellungspotential begriffen werden kann, so ermangelt es der grossen Arbeit doch etwas an analytischer Schärfe, um die komplexen Zusammenhänge zwischen Rüstung und Hunger, zwischen Reichtum und Elend genauer auszuleuchten. So bleibt es bei einem grossen humanistischen Appell, sich verstärkt für eine friedlichere und gerechtere Welt einzusetzen – über alle Grenzen hinweg.

Abschliessend möchte ich zumindest kurz auf drei Filme mit «kleinen», alltäglichen Geschichten hinweisen. «*Lien lien fung chen*» (*Liebe, Wind, Staub*) von Hou Xiao Xien aus Taiwan erzählt in detailgenau-stim-

mungsvollen Bildern die Geschichte eines jungen Mannes und einer jungen Frau, die vom Lande in die Stadt ziehen – und vom Auseinanderbrechen ihrer Liebe, als er zur Armee gehen muss. Ganz auf dem Lande, im ebenso nahen wie fernen China, ist Yan Xueshus Spielfilm «*Ye Shan*» (*Wilde Berge*) angesiedelt, eine farbig inszenierte Emanzipationsgeschichte mit komödiantischem Touch und gelegentlichen Deftigkeiten.

Die schönste Eröffnungssequenz aller Filme war in einem Werk aus Armenien («*Sashuhennyi Fonar*»/«*Die angezündete Laterne*») von Agasi Ajvazjan) zu geniessen: Flötenspieler erfüllen die Strassen einer wundersam-altertümlichen Stadt mit herrlicher Musik – und stimmen uns damit ein in die märchenhaft entrückte Geschichte eines naiven Malers, der sein Leben trotz seines seltenen und eigenwilligen Talentes in bitterer Armut verbrachte – was ihn aber nicht hinderte, seinem «inneren Licht zu folgen». ■